



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

X. X.: Briefe aus der Kaiserstadt.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Silber mit figürlichen Darstellungen, italienische Nesselotafeln aus dem fünfzehnten Jahrhundert, schöne gothische Buchdeckels von Silber und vieles Andere. — Das mittelalterliche Kirchengeräth aus verschiedenen Kirchen und besonders den großen Klöstern, an welchen Oesterreich so reich ist, ist sehr vollständig vertreten. Man sieht Kreuze und Reliquienbehälter aller Art, Kelche, Monstranzen, Hausaltärchen (besonders zierlich ein solcher vom Jahre 1494 nur 0,65 Meter hoch, aus dem Stifte St. Peter zu Salzburg), auch größere Altäre, Weihrauchschiffchen aus Kupfer mit Email, Leuchter, Rosenkränze, verschiedene Elfenbeinschnitzereien, Bischofsstäbe und Bischofsmützen, Messgewänder aller Art, Gobelins, ja selbst eine schön ornamentirte Sacristei-Thür. — Ferner sieht man einen hübschen alten Schmuck, Becher und Krüge aus Silber, reichgeschmückte Majolika-Teller, viel Porzellan, Gefäße sowohl als Figuren, gewebte Stoffe, Spitzen, Ofenfacheln, Uhren aller Art und vieles Andere. Außerdem natürlich viele Medaillen und Münzen, antike, aus dem Mittelalter und aus der neueren Zeit. Ganz unbekannt war mir bisher die von Dr. J. Karabacek, dem ausgezeichneten Orientalisten, ausgestellte sehr reichhaltige Sammlung ägyptisch-arabischer Glas-Münzen zum Theil Noth-Münzen aus der Zeit vom achten bis zum fünfzehnten Jahrhundert.

B—au.

## Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 9. November.

Ueber ein halbes Jahr war ich der Reichshauptstadt fern gewesen, als ich an einem der ersten Novembertage durch die weiten Hallen des Potsdamer Bahnhofes wieder in das Gewühl der Wagen und Menschen hinabstieg. Mein erster Gang galt dem Siegesdenkmal. Noch verhüllte ein leichter Nebelflor die Fernsicht, als ich die waldumsäumte „Siegesstraße“ entlang schritt. Plötzlich schwebte nahe vor mir, von düftig zartem Schleier umwoben, die majestätische Victoria. Die Morgen Sonne, welche die untere Nebelschicht noch nicht hatte durchdringen können, bestrahlte das vergoldete Standbild mit intensivem Glanze. Der Eindruck war magisch, überwältigend; wohl möchte ich jedem Beschauer des Denkmals wünschen, daß er diesen Blick, wenn auch nur einen Moment genießen könnte. Aber freilich die Enttäuschung folgt auf dem Fuße. Ich wenigstens vermochte

nich dieses Gefühls nicht zu erwehren, als ich, näher tretend, die unharmonische Gliederung des Ganzen gewahr ward. So imposant die Säule an sich sein mag, im Vergleich zu diesem großartigen Piedestal, sowie zu dieser nicht minder kolossal angelegten Statue ist sie entschieden zu kurz. Und noch manche andere Mängel oder wenigstens Bedenklichkeiten werden sich jedem prüfenden Auge enthüllen, namentlich der theilweise übertriebene derbe Realismus der Reliefs — die Werner'schen Fresken waren leider bereits abgenommen — kann der Kritik nicht entgehen. Indes, was auch das ästhetische Urtheil auszusprechen habe, der Patriot wird doch mit dem freudigen Bewußtsein von dannen gehen, daß dies Denkmal der Nachwelt als ein beedter Zeuge unserer großen Zeit gelten wird.

Ueberhaupt, ganz Berlin verspricht, den kommenden Geschlechtern recht eigentlich ein Monument unserer Tage zu werden. Denn wesentlich von dem Zeitpunkte, da es Kaiserstadt geworden, datirt sein gegenwärtiger Umwandelungsproceß. Man kann nicht sagen, daß der Styl, in welchem die moderne Weltstadt sich nach und nach aus den überlebten Verhältnissen des Friedericianischen Berlins herauszuschälen im Begriffe steht, von einer Uebersfülle an Originalität oder Geschmack zu leiden habe; oft genug begegnet der Blick den seltsamsten Absurditäten. Aber wahr ist doch: es ist der Maßstab des Großartigen, der die überwiegende Mehrzahl der Neubauten beherrscht, des Monumentalen, wie es der Hauptstadt des deutschen Reiches geziemt. Mit gehobenem Gefühl wird jeder Vorübergehende das neue Reichspostgebäude betrachten, dessen imposante und doch so einfache Façade in ihrem streng griechischen Charakter einen wirklich ästhetischen Genuß gewährt. Höchst wirkungsvoll, aber nach Pariser Mode mit allerlei Ornamentik überladen, ist ferner die „Passage“ zwischen der Linden- und der Behrenstraße, auch „Kaisergalerie“ genannt. Am Abend, wenn die ungeheuren prunkvollen Räume im reichsten Lichtglanz strahlen, möchte man sich in einen Feenpalast verzaubert glauben, wenn nicht die unerschütterliche Prosa der in dichter Menge einherwogenden Berliner jede Illusion niederhielte. Jeder von ihnen stellt beim Eintritt sofort die Frage: „Ob sich das Ding aber auch rentiren wird?“ Und in der That, da liegt der wunde Fleck dieser riesenhaften Unternehmungen. Der jähe Zusammenbruch der verschiedenen Quistorp'schen Baugesellschaften legt allerlei Besorgnisse nur zu nahe. Ich gestehe, ich habe für das hiesige Unternehmen des waghalsigen Gründers, das „Westend“ auf der Anhöhe bei Charlottenburg, immer eine gewisse Sympathie gehabt: es war eine bestrickend kühne Idee, auf wasserloser Halde eine Willenstadt hervorzuzaubern, deren Blick von Charlottenburg an die weite Ebene mit dem herrlichen Thiergarten und den zahlreichen Ortschaften rechts und links beherrschte, bis drüben das Häusermeer der gewaltigen Stadt die Landschaft

abschloß. Gleich den ersten Nachmittag meines Wiederhierseins wanderte ich gen Westend. Trauriges Bild, das sich dort vor mir entrollte! Wo war das fröhliche Treiben des vorigen Winters geblieben? Kein Art-, kein Hammerschlag, verstummt das Lied der arbeitsfrohen Gesellen, überall unheimliche Stille, die bewohnten Häuser wie ausgestorben, die unvollendeten, als wären sie Ausgrabungen von Herculaneum und Pompeji. Da stand noch die Leiter, wie sie beim Hereinbruch der Katastrophe eben aufgestellt war; es fehlte nur die Mumie des Zimmermanns, um die Analogie vollständig zu machen. Der gewaltige Rundbau des Aquäducts mit seinen stolzen Säulen lag da wie ein riesiges Grabmal, und die Dürre ringsum, der düstere Nieserwald bildete die traurige Staffage. In den weiten geraden Straßen kaum ein lebendes Wesen; eine elegante Dame in tiefer Trauer und ein Arbeiter mit der Kümme- flasche — das waren die einzigen Sterblichen, denen ich begegnete. Auch in den glänzenden Wirthschaftsräumen des Klubhauses keine Seele zu finden; nach längerer Zeit erst gesellte sich zu mir ein einsamer Fremdling, so daß wir mit dem Kellner zusammen nun wenigstens drei ausmachten. — Ich denke, dies Bild genügt, um eine Vorstellung von der Stimmung zu geben, welche der Quistorp'sche „Krach“ verursachen mußte. Wie tief dieselbe die verschiedenen Sphären der Gesellschaft ergriffen hat, ersah ich aus einem an der Charlottenburger Straßenecke klebenden Concertzettel, welcher mit höchst zeitgemäßem Druckfehler ein „Andante contabile“ von Beethoven verkündigte. Auf Berliner musikalischen Programmen freilich bin ich solch bedenklichen Symptomen noch nicht begegnet, das aber erkennt auch das blödeste Auge: mit dem Schicksal Quistorp's ist unserer plutokratischen Gesellschaft ein panischer Schreck in die Glieder gefahren. Der moderne Wunderglaube an die allmächtige Schöpferkraft des Geldes ist mit einem Schläge vernichtet. Tiefe Niedergeschlagenheit, zum mindesten peinliche Unbehaglichkeit — das ist die Signatur der heutigen Stimmung in Berlins finanziellen Kreisen.

Ganz anders pulsiert das politische Leben. Eine bewegte Woche ist eben vergangen, eine vielleicht noch bewegtere beginnt. Das Ergebnis der Wahlen zum Abgeordnetenhaus hat es nicht an Ueberraschungen fehlen lassen. So sehr man auf die Vernichtung der oppositionellen altconservativen Partei gefaßt war, so hatte doch Niemand zugleich eine Niederlage der regierungsfreundlichen Neuconservativen und einen, einer Niederlage aufs Haar gleichenden Stillstand der Freiconservativen vorhergesehen. Wären die auf die ungeheure Zahl von 160—170 Mitglieder angewachsenen Nationalliberalen wirklich eine streng einheitliche und schroff liberale Partei, so würde jeder politische verständige Beurtheiler über das Wahlergebnis Wehe rufen müssen. Denn dem Geiste des Constitutionalismus würde es wenig entsprechen, wenn in einer Versammlung von 432 Abgeordneten das conservative Element — zu

welchem die schlechtthin staatsfeindlichen Ultramontanen nicht gerechnet werden können — nur durch etwa 70 Stimmen vertreten wäre, während auf die „liberale“ Seite mindestens 250 Stimmen entfallen würden. Bei Nichtbesehen, wird man indessen bald inne werden, daß wenn die Angehörigen der nationalliberalen Partei zum größten Theile in der mehr oder minder deutlich ausgesprochenen Absicht gewählt worden sind, eine Regierung, die noch niemals auf die Qualität einer „conservativen“ Regierung verzichtet hat, zu unterstützen, die hergebrachte Schablone der Parteibezeichnung hier überhaupt nicht mit voller Schärfe angewandt werden könne. Verlangt man von vornherein eine Regierungspartei in dem neuen Abgeordnetenhause, so kann als solche nur die nationalliberale Partei betrachtet werden. Ob diese Bezeichnung auf die Dauer auf sie passen wird, kann freilich nur die Zukunft lehren. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß die zu etwas ungesüger Größe herangewachsene Partei in zwei Fraktionen auseinanderfällt, von denen dann die nach rechts neigende den eigentlichen Stützpunkt der Regierung abgeben würde. Eine arge Täuschung aber ist es, wenn gewisse Stimmen aus der Mitte der Fortschrittspartei einen derartigen Scheidungsproceß als den Anfang desselben Schicksals prophezeien, welches dereinst die Vinke'sche Partei der Ultraliberalen getroffen. Wahrlich es bedarf einer ganz entsetzlichen Dosis politischer Naivetät, um die heutige Lage derjenigen am Beginn des Conflicts gleich zu stellen! Allerdings ein Conflict besteht auch heute, aber nicht zwischen der Regierung und dem Lande, sondern zwischen dem Staate und einer auswärtigen Macht, die vermittelst vielhundertjähriger Arbeit sich in des ersteren Eingeweiden festgenistet hat. Wie wenig die preußische Bevölkerung gesonnen ist, gewissen Bestrebungen, die neben diesem Conflict, vielleicht mit Benutzung desselben, noch einen anderen schaffen möchten, Unterstützung zu gewähren, das hat die Fortschrittspartei in ihrer sichersten Domäne, der Hauptstadt selbst erfahren können. Die beträchtliche Stimmeneinbuße, welche Duncker, der hartnäckige Gegner der Kirchengesetze, diesmal erlitt, dünkt uns eine sehr deutliche Mahnung. Nein, man darf dreist behaupten: seit langen Jahren sind die Landtagswahlen nicht so augenfällig zu Gunsten der Regierung ausgefallen, wie diesmal — vorausgesetzt freilich, daß die Regierung bei der energisch reformatorischen Politik beharrt, welche sie in den letzten Jahren eingeschlagen. Die Beantwortung der Frage, ob diese Voraussetzung Aussicht hat, erfüllt zu werden, wird das Ereigniß dieser Woche sein; die Thronrede wird darüber Aufschluß geben müssen, ob die tiefgreifenden Entwürfe, welche, wie die Provinzialordnung, als das nothwendige Corollar der bereits geschaffenen Reformgesetze, oder, wie die Civilehe, als das unumgängliche Erforderniß der Lage erwartet werden, wirklich demnächst zur Vorfage gelangen sollen.

Seltamerweise scheint, während die Regierung die letzten Vorkehrungen trifft, um vor den neuen Landtag zu treten, innerhalb des Staatsministeriums selbst mehr als je der Zustand der Unfertigkeit zu herrschen. Seit 14 Tagen erwartete man von Tag zu Tag im Staatsanzeiger die Veröffentlichung jener Veränderungen im Ministerium, welche dem seit Jahr und Tag andauernden unerquicklichen Provisorium endlich ein Ende machen sollen. Graf Moon zieht sich, wie Niemand bezweifelt, in die Einsamkeit seines neu erworbenen Landsitzes bei Koburg zurück, Graf Königsmark hat seiner kurzlebigen Würde als landwirthschaftlicher Minister Valet gesagt, Graf Eulenburg hat mit dem Fürsten Bismarck die Friedenspfeife geraucht, und so soll endlich, unter Wiederherstellung des Bismarck'schen Präsidiums und Neuschöpfung eines vom Finanzminister Camphausen zu bekleidenden Vice-Präsidentenpostens, die langersehnte Homogenität des Staatsministeriums gesichert sein. Da plötzlich durchschwirren wieder die weitaussehendsten Gerüchte die Luft; da erzählen die Einen, daß auch Graf Eulenburg seine Entlassung eingereicht habe, und Andere wissen von einem ganz neuen Projecte, von der Schöpfung eines „Staatssecretariats“ im Staatsministerium. Angesichts der krausen Entwicklung, welche die langwierige Krisis bisher genommen, werde ich mich hüten, zu untersuchen, was an diesen Gerüchten wahr, was falsch sein mag.\*) Will Graf Eulenburg gehen, so ist heute schwerlich eine Partei, die ihn halten wird. Andererseits liegt in dem loyalen Verhalten des Ministers in der Kreisordnungsfrage für keine Partei eine Veranlassung vor, seinen Rücktritt zu fordern. Jedenfalls würde die „Homogenität“ des Cabinets, auch wenn er bleibt, nicht nothwendig gestört erscheinen müssen. Wohl aber müßte sie das, wenn, wie von gewisser Seite mit seltener Festigkeit behauptet wird, Hr. von Blankenburg, der langjährige Führer der Hochconservativen, zum landwirthschaftlichen Minister ernannt würde. Mag der pommerische Edelmann als Landwirth noch so tüchtig sein, seine Berufung in den Rath der Krone würde, während das Land noch unter dem Eindrucke des glänzenden Wahlsiegs der liberalen Anschauungen steht, doppelt unangenehm berühren. Vielfach wird freilich behauptet, daß Herr von Blankenburg sich in den letzten Jahren ganz zu der Politik seines intimen Freundes, des Fürsten Reichszanzlers, bekehrt habe, aber pommerische Zeitungen berichten von seiner Haltung bei den letzten Wahlen das Gegentheil.

Mitten in die einander sich drängenden Fragen der preußischen Politik fällt die Kunde, daß die Reichstagswahlen nahe vor der Thür stehen. Von Neuem also wird der Apparat der Wahlbewegung, noch ehe er wieder zur Ruhe gekommen, in Thätigkeit gesetzt werden müssen, und die Liberalen wer-

\*) Inzwischen ist Bismarck Ministerpräsident, Camphausen Vicepräsident, Ramecke Kriegsminister geworden.

den gut thun, mit verdoppelter Energie an die Arbeit zu gehen. Nicht als ob man gleich der pessimistischen Ansicht beipflichten müßte, daß in dem zu wählenden Reichstage Ultramontane und Socialisten sich in die Herrschaft theilen werden; aber darüber ist leider kein Zweifel möglich, daß die stramme Organisation, über welche beide Parteien gebieten, sich bei directen Wahlen noch weit wirkungsvoller erweisen muß, als unter der Herrschaft des Dreiklassenwahlgesetzes. Im Uebrigen beginnt die Wahlbewegung unter den besten Auspicien für die reichsfreundlichen Tendenzen: nach den in der letzten Woche in Dresden und München stattgehabten Debatten ist für die Frage der Ausdehnung der Reichscompetenz auf das Civilrecht der Sieg im Bundesrathe entschieden. In welcher eigenthümlicher Weise bei dieser Gelegenheit die sächsische Regierung die Frage der Verantwortlichkeit der Regierungen für ihre Abstimmungen im Bundesrath gegenüber den Einzellandtagen zur Sprache gebracht hat, bedarf nicht von hier aus der Beleuchtung. Genug, der Widerstand der Regierungen gegen das große Wort der deutschen Rechtseinheit ist gebrochen; Sache des Volkes ist nunmehr, durch die bevorstehenden Wahlen zu verhüten, daß die Feinde des Staates und der Gesellschaft eine Macht erlangen, welche uns leicht um die besten Früchte der Wiedergeburt des deutschen Reichs betrügen könnte.

x. x.

### Erklärung der Redaction.

In Betreff des Artikels „Herr Friedrich Nietzsche und die deutsche Kultur“ Heft 42 v. 17. Oct. d. J. sind uns mehrfache Briefe von besreundeten Gelehrten der Basler Hochschule zugegangen, welche die Ansicht aussprechen, daß in jenem Artikel die Ehre der Universität Basel angegriffen worden sei. Wir bedauern mit dem Verfasser lebhaft, wenn der Artikel zu diesem Mißverständniß Anlaß gegeben hat, glauben aber bestimmt behaupten zu können, daß diese Auslegung jenes Artikels eine entschieden mißverständliche ist. Denn wir erkennen mit Freuden an, daß die Stadt Basel, bei 45,000 Einw. mehr für ihre Universität thut, als manche größere deutsche Stadt, und daß ihr freundnachbarliches Streben, mit der deutschen Wissenschaft in Berührung zu bleiben, wohl am besten dadurch ausgedrückt wird, daß unter den Professoren viele Deutsche sind. Der in Rede stehende Artikel der Grenzboten hat auch streng unterschieden zwischen dem Lehrkörper der Hochschule und einem einzelnen Mitgliede, und wird in seiner Beurtheilung des Letzteren unterstützt durch eine Reihenfolge von Artikeln in der in Basel erscheinenden „Schweizer Grenzpost“, die sogar einen Monat vor dem Grenzbotenartikel veröffentlicht und nach dem Erscheinen des letzteren uns zugesendet wurden.

Die Red. der Grenzboten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Gützel &amp; Regler in Leipzig.